

Citation style

Stergar, Rok: Rezension über: Karin Almasy, Kanon und nationale Konsolidierung. Übersetzungen und ideologische Steuerung in slowenischen Schullesebüchern (1848–1918), Köln / Weimar / Wien: Böhlau Verlag, 2018, in: Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung, 129 (2021), 1, S. 226-228, <https://recensio-stag.lorax.syslab.com/r/fd0e65963b5440dc9e4772b6c1ae8653>

MITTEILUNGEN
DES INSTITUTS FÜR
ÖSTERREICHISCHE
GESCHICHTSFORSCHUNG

copyright

This article may be downloaded and/or used within the private copying exemption. Any further use without permission of the rights owner shall be subject to legal licences (§§ 44a-63a UrhG / German Copyright Act).

Tirol) werden genau beleuchtet; die Ansichten und Befindlichkeiten zahlreich genannter involvierter Personen, in erster Linie natürlich Leo Thun-Hohensteins, werden dem Rezipienten oder der Rezipientin anschaulich vermittelt. Ein zumindest rudimentäres Register von Einrichtungen wie etwa der oft genannten Salzburger und auch anderortigen Universitäten oder dem Ministerium für Kultus und Unterricht (MCU) wäre wünschenswert gewesen, wenngleich dessen Fehlen dem Werk kaum Abbruch tut, denn die gelungene Kapiteleinteilung sorgt dafür, das Interesse auf die richtigen Seiten zu lenken. Auch wenn das Buch wohl nicht die erste Adresse für die Thun-Forschung sein wird, für die Bildungsgeschichte Österreichs in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts erfüllt das Werk ein nicht zu unterschätzendes Forschungsdesiderat. Es bleibt zu hoffen, dass es einen Platz unter den oben genannten Standardwerken betreffs der Geschichte der Universität Innsbruck finden wird.

Klagenfurt

Michael Prokosch

Karin ALMASY, *Kanon und nationale Konsolidierung. Übersetzungen und ideologische Steuerung in slowenischen Schullesebüchern (1848–1918)*. (Zur Kunde Südosteuropas II/45.) Böhlau, Wien 2018. 434 S. ISBN 978-3-205-20787-0.

Karin Almasy, Mitarbeiterin am Institut für Theoretische und Angewandte Translationswissenschaft der Karl-Franzens-Universität Graz, befasst sich im Rahmen ihrer Forschung intensiv mit der Entstehung moderner nationaler Identifikationen im Gebiet des heutigen Sloweniens. 2014 veröffentlichte sie beispielsweise das ausgezeichnete Buch „Wie aus Marburgern ‚Slowenen‘ und ‚Deutsche‘ wurden: Ein Beispiel zur beginnenden nationalen Differenzierung in Zentraleuropa zwischen 1848 und 1861“; eine Thematik, der sie sich auch in einigen Artikeln widmete.

Auch in ihrem 2018 beim Böhlau Verlag erschienenen Buch „Kanon und nationale Konsolidierung: Übersetzungen und ideologische Steuerung in slowenischen Schullesebüchern (1848–1918)“ thematisiert sie die Geschichte des slowenischen Nationalismus. Die Autorin nimmt die Zeitspanne zwischen der Märzrevolution und dem Zusammenbruch der Habsburgermonarchie in den Blick und interessiert sich vor allem für die Rolle, die die Schulen – genauer gesagt die Lesebücher – im Prozess der Schaffung und Festigung des Slowenentums als relevante identifikatorische Kategorie gespielt haben. Den Schwerpunkt legt sie dabei auf die Bedeutung der Übersetzung, der Übersetzer und der übersetzten Texte.

In ihrem Buch, dessen Hauptteil aus sieben Einzelkapiteln besteht, stellt die Autorin zunächst überblicksartig die drei zentralen Themen vor, die im weiteren Verlauf durchgehend miteinander verflochten sind: die Slowenen in der Habsburgermonarchie, das Übersetzen und seine Rolle bei der Herstellung einer slowenischen „Nationalkultur“. Hierbei gelingt es ihr, stereotypischen Vorstellungen, die kennzeichnend für die ältere, und leider auch teilweise noch für die heutige Geschichtsschreibung sind, aus dem Weg zu gehen. „Ihre“ Slowenen sind keine transhistorische Gemeinschaft, die im 19. Jahrhundert plötzlich aus dem Schlaf erwacht und sich ihrer Emanzipation im Konflikt mit der ihr abgeneigt, ja sogar feindselig gegenüberstehenden staatlichen Obrigkeit versichern muss. Im Gegenteil, Almasy lehnt sich an die neuere Historiographie an und versteht die Slowenen auf eine moderne Art, nämlich als eine Gemeinschaft, die sich erst seit der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert herausgebildet hat, wobei die nationalistischen Aktivisten tatsächlich mit vielen Herausforderungen konfrontiert waren, die allerdings in erster Linie mit den nicht-nationalen, flexiblen Identifikationsmustern der Bevölkerung, die sie mit ihren Ideen ansprechen wollten, in Zusammenhang standen. Der Habsburgerstaat hingegen war in diesem Prozess, was manch einen überraschen mag, eher ein (unfreiwilliger) Verbündeter als ein Antagonist.

Ihre im Einführungskapitel dargelegte These untermauert Almasy in der Folge mit zahlreichen Beispielen, die klar zeigen, wie überholt es heutzutage ist, das letzte Jahrhundert des

Habsburgerreiches ausschließlich als eine Epoche „nationaler Konflikte“ zu verstehen, beziehungsweise, wenn wir uns auf die Thematik des vorliegenden Buches beschränken, als einen Konflikt zwischen Slowenen und Deutschen, sowie einem Staat, der angeblich auf der Seite der letzteren gestanden habe. Mittels ihrer Analyse der Entstehung und der Inhalte der Schullesebücher verdeutlicht Karin Almasy, dass der Habsburgerstaat und sein bürokratischer Apparat in einem beträchtlichen Maße als neutrale Akteure aufgetreten sind. Auf der Basis ihrer Untersuchung kann man sogar noch einen Schritt weiter gehen und schlussfolgern, dass staatliche und bürokratische Stellen einen entscheidenden Beitrag zur Implementierung der neuen, einheitlichen Standardisierung der slowenischen Sprache und Orthographie, die an die Stelle der regionalen Vorgängervarianten trat, geleistet haben. Damit legte der Staat den Grundstein, auf dem die slowenischen ethnolinguistischen Nationalisten aufbauen konnten. An der Weiterverbreitung der Vorstellung einer auf dem Gebiet zwischen dem Golf von Triest im Westen und der Pannonischen Tiefebene im Osten angesiedelten slowenischen Nation und der Idee, dass die Sprecher der slowenischen Sprache Angehörige ebendieser Nation sind, hatten auch die Schulbücher und die Schulen einen gehörigen Anteil. Die staatlichen Schulen trugen somit wesentlich zur Nationalisierung der breiten Masse bei. Sie trugen dazu bei, dass die Ideen der Nationalaktivisten, zumindest bis zu einem gewissen Grad, auch von gewöhnlichen Menschen übernommen wurden.

Selbstverständlich ist dies nicht das einzige Thema, dem sich Karin Almasy in ihrem Buch annimmt. Es interessieren sie auch andere Versuche der „ideologischen Steuerung“ im Zusammenhang der Schulbildung, von der Förderung von Staatspatriotismus und dynastischer Loyalität bis hin zur Einimpfung religiöser und moralischer Lehren. Anhand ihrer präzisen Analyse der Lesebücher führt sie einem vor Augen, wie die Autoren durch Auswahl der Texte und Eingriffe in deren Übersetzungen einen bestimmten moralischen Kanon zu schützen und zu fördern versuchten. Die Übersetzer wiederum flüchteten sich in Neuschreibungen (rewriting), Lokalisierungen und Vereinfachungen. Aus nationalpolitischen Gründen entstanden latente (d. h. nicht offen als solche markierte) Übersetzungen aus dem Deutschen und diese Texte funktionierten dann als Pseudooriginale. Um das zu verstehen, muss man wissen, dass die nominell einsprachige Kultur Texten aus anderen Sprachen prinzipiell ablehnend gegenüberstand, da alles Fremde als Bedrohung empfunden wurde. Vertretbar waren Texte aus den slawischen „Brudersprachen“. Allerdings fanden aus pragmatischen Gründen häufig auch aus dem Deutschen übersetzte Texte ihren Weg in die Schullesebücher. Etliche slowenische Lesebücher entstanden nämlich nach deutschen Vorlagen. All dies wird im Buch quantifiziert und mithilfe von Vergleichen der Originale und Übersetzungen anschaulich dargestellt.

Darüber hinaus dokumentiert Karin Almasy den gesamten Prozess der Lehrbuchentstehung, vor allem dessen Akteure: die Autoren (u. a. den fast vollkommen vergessenen Johann Kleemann und den berühmten Franc Miklošič), Übersetzer, Redakteure, Korrektoren, Drucker und Rezensenten. Eingegangen wird sowohl auf die persönlichen Konflikte zwischen den in den Herstellungsprozess der Lehrbücher, insbesondere der Lesebücher, involvierten Schlüsselpersonen als auch auf deren inhaltsbezogene Differenzen. Auch hier wartet das Buch mit etlichen Quantifizierungen und graphischen Darstellungen auf.

Die Vielzahl der im Buch enthaltenen Unterthemen, die zwar übersichtlich in separate Kapitel unterteilt sind, stellt den Leser jedoch vor eine Herausforderung. Einerseits muss er sich mit der Diskussion über den slowenischen Nationalismus auseinandersetzen, andererseits mit dem Schulsystem und der Schulbuchherstellung; dem folgt eine Erörterung der Übersetzerrollen und Übersetzungsstrategien usw. Um das Buch inhaltlich kompakter und den roten Faden der Diskussion leichter identifizierbar zu machen, wäre es wahrscheinlich erforderlich, etwas radikaler in die Vorlage einzugreifen, auf deren Grundlage dieses Buch entstanden ist. Denn gelegentlich offenbart sich, dass es sich ursprünglich um eine Dissertation handelt.

Dennoch ist das Buch eine hervorragende Arbeit, die auf klaren methodischen Ausgangspunkten, sorgfältiger Recherche und einer souveränen Auseinandersetzung mit relevanten Sekundärquellen basiert. Es ist ein grundlegender Beitrag zum Verständnis der Entstehung und schrittweisen Etablierung der Identifikation mit der slowenischen Nation und der Rolle des Schulwesens in diesem Prozess. Aus diesem Grund besitzt es eine über den eigentlichen Gegenstandsbereich hinausgehende, allgemeine Relevanz, als äußerst informative Fallstudie im Bereich der Erforschung von Nationalismen in der späten Habsburgermonarchie. Wer die Wechselwirkung zwischen aufkommenden Nationalismen und dem Habsburgerstaat, und das nicht nur im Bildungsbereich, besser verstehen will, wird es nicht bereuen, Karin Almasys Buch in die Hände genommen zu haben. Zugleich leistet es auch einen Beitrag zur Geschichte des Übersetzens und hilft uns zu verstehen, welche Rolle Übersetzungen in nationalen Kulturen spielten, die sonst auf Monolingualismus geschworen haben.

Ljubljana

Rok Stergar

Philip HAAS–Martin SCHÜRRER, Was von Preußen blieb. Das Ringen um die Ausbildung und Organisation des archivarischen Berufsstandes nach 1945. (Quellen und Forschungen zur hessischen Geschichte 183.) Selbstverlag der Hessischen Historischen Kommission Darmstadt und der Historischen Kommission für Hessen, Darmstadt und Marburg 2020. 187 S., 27 Abb. ISBN 978-3-88443-338-6.

Nach wie vor werden in Deutschland die angehenden wissenschaftlichen Archivarinnen und Archivare, die der Bund und die einzelnen Länder einstellen, für den theoretischen Teil ihrer Ausbildung auf die „Archivschule“ geschickt: nach Marburg an der Lahn. Nur Bayern stellt eine Ausnahme dar. Manch einer mag die Zeit in Hessisch-Sibirien, so eine unter Archivschülern vorkommende Formulierung, als lästig empfinden. Philip Haas und Martin Schürer, beide Teilnehmer des vor kurzem beendeten 52. wissenschaftlichen Lehrgangs, haben ihren Aufenthalt genutzt, um eine Gründungsgeschichte des von ihnen besuchten Instituts vorzulegen; wesentliche Quellen waren in Reichweite. Sie haben aber auch eine ganze Reihe weiterer Archive konsultiert (vgl. den instruktiven Quellenteil, S. 117–169).

Die Auseinandersetzung um Organisation und Standort der Ausbildung sei „für einige Jahre“, vom Ende des NS-Regimes bis zur Eröffnung der Archivschule im Juni 1949, zur „Gretchenfrage des deutschen Archivwesens“ geworden, und „[d]er Weg nach Marburg war keinesfalls vorgezeichnet“ (S. 12).

Die Geschichte verlief in groben Zügen wie folgt: Mit dem Ende des Staates Preußen hatte sich auch das – zur preußischen Archivverwaltung gehörige – „Institut für Archivwissenschaft und geschichtswissenschaftliche Fortbildung“ in Berlin-Dahlem aufgelöst. In Berlin ausgebildete Archivare waren nun aber Direktoren der ehemals preußischen Staatsarchive und beeinflussten, in Zusammenarbeit mit der jeweiligen Besatzungsmacht, die Entwicklung des Archivwesens in der britischen und amerikanischen Zone.

Ein Versuch, das IfA in Berlin-Dahlem in der unmittelbaren Nachkriegszeit wiederherzustellen, fand wenig Resonanz. So rückte 1946 der Plan zur Errichtung einer Ausbildungsstätte in Münster/Westfalen in den Vordergrund. Mit einem „Institut für Archivwissenschaften und geschichtliche Quellenkunde“ sollte ein Neubeginn gewagt werden. „Um die charakteristische Verpflichtung des Berufsstandes auf den Dienst am Staat zukünftig zu lockern, forderte der Leiter des Düsseldorfer Staatsarchivs“, Bernhard Vollmer, „die Trennung von Ausbildung und abschließendem Examen“ (S. 80). Die archivarische Ausbildung sollte hier zu einem echten Studium avancieren.

Dieses Konzept knüpfte zwar an das Berliner IfA an, grenzte sich aber teilweise auch von ihm ab. Den Vorstellungen des Generaldirektors der preußischen Staatsarchive Albert Brackmann folgend, wurden dort seit der Gründung 1930 nicht nur Archivare ausgebildet. Es sollten auch